



KW 42 Ziemlich beste Freunde



Screenshot Phoenix

Deutschland sei der wichtigste Verbündete der USA, sagte Präsident **Joe Biden** bei seinem Kurzbesuch in Berlin am 18. Oktober. Zuvor hatte ihm Bundespräsident **Frank-Walter Steinmeier** den höchsten Orden unseres Landes verliehen.

Das Verhältnis vieler Deutscher zu den USA ist, sagen wir mal, kompliziert. Etliche von denen bestätigen aber die Aussage „wichtigster Verbündeter“, weil wir schließlich der militärische Vorposten der USA in Richtung Russland sind. Die Zuneigung zu den USA war in den Nachkriegsjahren freilich eine andere. Sehr viel von dem, was wir heute nach 75 Jahren an unserem Land so schätzen, haben wir den USA zu verdanken, allen voran die Demokratie und die damit verbundene Meinungsfreiheit. Und was Berlin betrifft, wäre die Geschichte anders verlaufen, hätte es nicht die Luftbrücke (1948/49) für den Westteil der Stadt gegeben.

Leider schleift sich Freundschaft ab. Das Engagement der USA im Vietnamkrieg in den 1960er und 1970er Jahren, ließ die wohlwollende Stimmung gegenüber den USA kippen. Die Studentenproteste 1968/69 richteten sich auch gegen die Politik der USA in Vietnam. Der Irak-Krieg 2003 trübte das Verhältnis zu den USA erneut. Gerade im Irak-Krieg zeigte sich, dass die USA mehr auf Verbündete, als auf Freunde setzen. Die USA brauchen keine Freunde, sie sind sich selbst genug, aber sie brau-

chen dann und wann Verbündete, mit denen sie eine „Koalition der Willigen“ schmieden können.

Der Schlachtruf „*America First*“ ist keine Erfindung von **Donald Trump**. Er zeigt das Selbstbewusstsein der USA, einzig verbliebene Weltmacht zu sein, ein Titel, den zunehmend China in Frage stellt. Russland nur noch als „*Regionalmacht*“ zu deklassieren, wie es Friedensnobelpreisträger (2009) **Barack Obama**, meinte sagen zu müssen, war ein ebenso schwerer wie unnötiger diplomatischer Fehler. Ein anderer war, Trump öffentlich bloßzustellen und diesen damit zu animieren, in den Präsidentschaftswahlkampf einzusteigen. Ohne die vorlauten Worte von Obama wäre uns Trump vermutlich erspart geblieben.

Wie auch immer, als Blockade-Kind weiß ich, was ich den Amerikanern zu verdanken habe. Das vernebelt mir nicht den kritischen Blick auf die Politik dieses mächtigen Landes, das ich zwischen 1985 und 2012 dreiunddreißigmal besucht habe. Ich jedenfalls bin froh, die USA als Verbündeten an meiner Seite in der NATO zu wissen, respektiere aber natürlich, dass viele meiner Freunde das gänzlich anders sehen. Ein freundschaftliches Verhältnis zu Russland, wie man es sich durch **Michail Gorbatschow**, auch **Boris Jelzin** und anfangs **Wladimir Putin** erhoffen konnte, hätte uns allen und der Welt gutgetan. Die Schuldfrage, dass es dazu nicht gekommen ist, beantworten viele mit drei Buchstaben: USA. Ist das wirklich so?

Lassen wir die weltpolitischen Betrachtungen beiseite und genießen die letzten freundlich herbstlichen Tage des Goldenen Oktober. Der Besuch von **Joe Biden** war kurz, nicht einmal Zeit für den traditionellen Gang durchs Brandenburger Tor mit dem Eintrag ins Goldene Buch. **Kai Wegner** wird's geärgert haben. Aber die Zeiten, in denen unser Regierender Bürgermeister im offenen Wagen mit einem amerikanischen Präsidenten durch die Stadt fuhr, sind längst vorbei, 1963 **John F. Kennedy** und **Willy Brandt**.

Eigentlich wollte Joe Biden am 9. Oktober nach Berlin kommen. **Magdalena Gwóźdz-Palokat**, Redakteurin der **Deutschen Welle**, Polish Service, hatte den Zeitzeugen **Ed Koch** irgendwo im Internet entdeckt und um ein Interview gebeten. **Agnieszka Hreczuk** hat das Gespräch, das noch nicht gesendet wurde, textlich zusammengefasst, und natürlich möchte ich Ihnen das nicht vorenthalten. Am 8. Oktober trafen sich bei schönstem Sommerwetter am Brandenburger Tor ein alter Mann mit einer jungen Journalistin und sprachen über die Vergangenheit.



Foto: Deutsche Welle

Bidens erster Besuch in Berlin wird nur deshalb in die Geschichte eingehen, weil es wahrscheinlich der letzte Auslandsbesuch vor dem Ende seiner Präsidentschaft ist. Bescheiden – verglichen mit Kennedy, Reagan oder Obama.

Im Juni 1963 wartete Ed Koch mehr als acht Stunden auf Präsident Kennedy. „Ich wäre heute wahrscheinlich nicht mehr so entschlossen. Nicht in diesem Alter. Und nicht dieser Präsident“, schmunzelt der 75-Jährige. Er war damals 14 Jahre alt und konnte den US-Präsidenten zum ersten Mal sehen. „Wir wohnten im amerikanischen Sektor und lebten und feierten mit ihnen. Kennedy erregte Euphorie: Er war jung, gutaussehend, energisch. Eine Berühmtheit jener Zeit, so anders als Adenauer oder andere Politiker. Vor allem die Jugend war beeindruckt.“

West-Berlin war damals noch nicht Ziel offizieller Besuche von Politikern. Die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland war Bonn. West-Berlin selbst sei wie eine Insel vom Rest des Landes getrennt gewesen, erinnert sich Ed Koch. Dieser Teil der Stadt, die Besatzungszonen der USA, Frankreichs und Großbritanniens, war von der DDR in Abhängigkeit von Moskau umgeben. Zwei Jahre zuvor war Berlin durch eine Mauer geteilt worden. Die Erinnerung an die sowjetische Blockade 15 Jahre zuvor war noch lebendig. Die Kubakrise hatte gerade stattgefunden, der Kalte Krieg war in vollem Gange. „In West-Berlin lebten wir in der Angst, dass die Alliierten uns von Moskau verschlingen lassen würden. Dass wir uns nicht für sie auszahlen, dass sie sich keine weitere Luftbrücke erlauben“, erinnert sich Koch.

Ed Koch wurde im Stadtteil Schöneberg geboren und lebte dort. Hier, vor dem Rathaus, sollte Kennedy sprechen, nachdem er das geschlossene Brandenburger Tor und den Checkpoint Charlie, den Übergang zwischen der sowjetischen und der westlichen Zone, besucht hatte. Die Schülerinnen und Schüler in West-Berlin bekamen frei. „Ich hatte ein Radio

dabei, das Kennedys Rundfahrt durch Berlin live begleitete, und ich sagte den Leuten um mich herum, wo er gerade war“, erinnert sich Koch. Als er schließlich ankam und das Podium betrat, waren die Menschen von Euphorie überwältigt. Und dann geschah DAS. „Alle freien Menschen, wo auch immer sie leben, sind Bürger Berlins, und so sage ich als freier Mann mit Stolz: 'Ich bin ein Berliner'." Ich bin ein Berliner". Applaus, Rufe, Raserei. „Es war eine Zusage, dass sie uns unterstützen würden. Ein Zeichen der Solidarität.“

Nach Kennedy wurde Berlin auch von anderen amerikanischen Präsidenten besucht: Nixon, Carter, Reagan, Clinton, Bush junior, Obama. Letzterer war während seiner Amtszeit nicht weniger als sechsmal in Deutschland, in Berlin selbst allerdings nur zweimal. Oder eigentlich dreimal – denn zum ersten Mal als Präsidentschaftskandidat. Seine Rede an der Siegessäule wurde von über 200.000 Menschen besucht. Die deutschen Medien feierten ihn als den „neuen Kennedy“ – und Obama löste damals in Berlin eine ähnliche Euphorie aus, räumt Koch ein.

Einige Präsidenten, wie Eisenhower, Carter, Ford, Johnson oder Bush senior, machten bei einem Besuch in der damaligen Hauptstadt Bonn Halt und gingen nicht in die deutsche Geschichte ein. Aber Donald Trump war auch noch nie in Berlin. Vielleicht wusste er, dass er keine Chance hatte, den Empfang zu bekommen, den seine Vorgänger hatten.

Auch Reagans letzter Besuch in Deutschland im Jahr 1987, als er die Stadt anlässlich des 750. Jahrestages der Gründung Berlins besuchte, ging in das deutsche Bewusstsein und die deutsche Geschichte ein.

„Er stand vor dem verdeckten Brandenburger Tor, das auf dem Territorium der DDR lag“, erinnert sich Koch. Von der östlichen Seite aus war es nicht möglich, ihn zu sehen, aber es war möglich, ihn zu hören. Und Reagan richtete seine Rede in östliche Richtung: „Minister Gorbatschow, wenn Ihnen der Frieden, der Wohlstand der Sowjetunion und Osteuropas, die Liberalisierung am Herzen liegt, dann kommen Sie zu diesem Tor! Herr Gorbatschow, öffnen Sie dieses Tor! Herr Gorbatschow, reißen Sie diese Mauer nieder!“ Die Euphorie war so groß wie die von Kennedys Worten über die Berliner.

Ed Koch, der als Erwachsener auch journalistisch tätig wurde, war bei jedem Besuch eines amerikanischen Präsidenten in Berlin dabei. „In der Vergangenheit wurden die Besuche amerikanischer Präsidenten mehrheitlich positiv aufgenommen“, erinnert



er sich. „Während Kennedys denkwürdigem Besuch in Berlin gab es nur eine große Demonstration zu seiner Unterstützung. Unter Bush senior gab es weniger Enthusiasmus, aber es herrschte immer noch eine allgemein positive Atmosphäre. Jetzt ist es definitiv anders.

Vor dem Besuch von **Joe Biden** in Berlin wurde von mehreren Demonstrationen gegen die amerikanische Politik berichtet. Dies sei das Ergebnis der Tatsache, dass Deutschland die USA schon lange nicht mehr unkritisch als Mentor und Stütze betrachtet, wie es während des Kalten Krieges der Fall gewesen sei, erklärt Koch. Schon Präsident Bush senior sah Deutschland als Washingtons wichtigsten Partner im neuen Europa.



Foto: Deutsche Welle

Bill Clinton wiederholte 1994 in Berlin Kennedys Worte vom „Berliner-Sein“ und forderte Bundeskanzler Kohl auf, Verantwortung für Europa zu übernehmen. Koch erinnert sich mit außergewöhnlicher Sentimentalität an Clintons Besuch. „Ich war noch nie so nah an einem amerikanischen Präsidenten. Nach dem offiziellen Besuch trafen sich die Clintons mit Schülern der Kennedy-Schule und der Botschaft am Flughafen Tegel, kurz vor seinem Rückflug. Koch mischte sich unter sie und bat Clinton um ein Autogramm, das dieser ihm auf die Einladungskarte schrieb.

Reagans Besuch in Berlin 1987 war der letzte offizielle Staatsbesuch eines amerikanischen Präsidenten in Deutschland. Dann kamen die Präsidenten zu multilateralen Treffen – wirtschaftlichen und politischen Gipfeltreffen, OSZE-Beratungen usw. Der Besuch von **Joe Biden** sollte der erste echte Staatsbesuch nach fast 40 Jahren sein – und der erste bilaterale seit Obama. Der Hurrikan stufte den Besuch ab. Kein Staatsbankett, keine gemeinsame Pressekonferenz, nur Statements, und vor allem kein Treffen mit dem Publikum. Biden erhielt jedoch das Große Kreuz der

Sonderklasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland für seinen Beitrag zur Entwicklung der transatlantischen Beziehungen. Er ist nach George Bush senior der zweite Präsident der USA, der diese Auszeichnung erhält.

Dieses Mal verfolgte Ed Koch den Besuch des Präsidenten im Fernsehen. Es ist unmöglich, dem Präsidenten so nahe zu kommen wie früher. „Es ist nichts Außergewöhnliches, nichts Vergleichbares zu den historischen Besuchen von Kennedy, Reagan oder Obama“, zuckt er mit den Schultern. Keine Euphorie.



Foto: Ed Koch

Mit diesem wunderschönen Foto vom Sonnenaufgang über Mariendorf verabschiedete ich mich von Ihnen und der 42sten Kalenderwoche, in der „Aura“ zum Jugendwort des Jahres gewählt wurde. Was sagt das über unsere Jugend aus? Der Begriff ist eigentlich positiv besetzt, aber der Langenscheidtverlag, der die Befragung durchführte, nennt auch ein Negativbeispiel: „Ich dachte, es gibt keine Stufe mehr und bin gestolpert - minus 50 Aura.“ Hähhh... Bei den Plätzen zwei und drei staunt man noch mehr: „Talahon“ werde für junge Männer mit stereotypen Merkmalen oder Verhaltensweisen verwendet. „Schere“ stamme aus der Gaming-Welt und drücke ein Schuldeingeständnis oder ein Bekenntnis aus.

In dieser Woche ist auch die neue Shell-Jugendstudie erschienen: „Obwohl sich Jugendliche in Deutschland etwa um einen möglichen Krieg oder eine denkbare Wirtschaftskrise Sorgen machen, blicken sie überwiegend optimistisch in die Zukunft: Sie geben sich überzeugt, dass sie ihren Wunschberuf erreichen, sind mit den politischen Parteien unzufrieden, aber vertrauen stabil Staat und Demokratie. Junge Menschen sind sehr besorgt, aber pragmatisch und optimistisch zukunftsgerichtet.“

Mit diesem Optimismus wünsche ich Ihnen eine schöne Woche.

Ed Koch